



Lesbischer Herbst

Lesbischer Herbst®

Yvonne Ford

Darmstädter Landstraße 109

60598 Frankfurt am Main

Tel. 069 61002908

yvonne.ford@lesbischerherbst.de

www.lesbischerherbst.de

www.late-bloomers.de

Lesbische Identität – Facetten und Wandlungen

Brauchen wir den Begriff „Identität“ noch? Gibt er uns
Sicherheit – oder eher Einengung?

Dr. Barbara Gissrau

Vortrag im „Lesbischen Herbst“ am 16.-18. November 2007
Uder/Eichsfeld

© Lesbischer Herbst®

1. Was ist eigentlich Identität?

Dies fragte ich mich immer mal wieder während meines gesamten Studiums der Psychoanalyse. Damals, erinnere ich mich noch, war für meine Lehrer ganz klar, was eine „gesunde, reife“ weibliche Identität sei. Eine „gesunde“ Frau ist beziehungsfähig, natürlich liebt sie einen Mann, und sie hat Kinderwünsche. All dies hatte ich nicht. War ich also gestört? Nach damaliger Auffassung, das war in den 70er Jahren, war ich tatsächlich krank, denn ich hatte „Identitätsstörungen“, wie mir gesagt wurde. Diese „Störungen“ waren dann auch der Anlass, warum ich in der Zwischenprüfung zur Psychoanalytikerin durchfiel. Also, ich fiel nicht durch, weil ich irgend etwas nicht gut genug konnte. Man sagte mir auf meine Frage, warum ich durchgefallen sei, ganz klar, ich hätte doch Identitätsstörungen – eine schöne Umschreibung meiner homosexuellen Neigungen, dachte ich, oder sollte ich sonst noch welche Identitätsstörungen haben? Andere fielen mir nicht ein. Und Homosexualität war zur damaligen Zeit eine schwere Charakterstörung. Keine mit einer solch schweren Störung konnte Psychoanalytikerin werden. Aber warum wussten die das überhaupt? Denn in meinen Bewerbungsunterlagen für die Aufnahmeprüfung hatte ich das nicht angegeben. Sonst hätten sie mich wohl gar nicht angenommen. Also konnten sie es nur von meiner Lehranalytikerin wissen – die eigentlich einer strikten Schweigepflicht unterworfen war – aber das ist eine andere Geschichte.

Nun, trotzdem ließ man mich weiterstudieren, warum? Ich hatte zu dem Repertoire psychischer Tricks gegriffen, das sich Lesben meiner Generation zwangsläufig mehr oder weniger umfangreich im Laufe ihres Lebens aneignen mussten. Ich sagte dem Prüfer, ach ja, das habe ich in meiner Lehranalyse „durchgearbeitet“. Das ist jetzt kein Thema mehr. Er glaubte mir das offenbar sofort und schwups, war ich durchgekommen.

Im Laufe der nächsten Jahre wurden an den psychoanalytischen Instituten die festgefahrenen Identitätsvorstellungen mächtig aufgeweicht. Anlass dafür gaben Forschungsergebnisse aus anderen Disziplinen. Z.B. in der Sozialpsychologie, und Psychiatrie, wurde besonders in den USA sehr viel zum Thema Homosexualität geforscht. Und man fand keine Fakten, aufgrund deren man sagte konnte, dass Homosexualität eine Krankheit sei. Also musste man 1993 die Vorstellung von Homosexualität als Krankheit fallen lassen. Seit dieser Zeit ist sie nicht mehr im Internationalen Diagnoseschlüssel, an den sich alle Psychiater und Psychotherapeuten halten müssen, aufgeführt. PsychoanalytikerInnen zierten sich noch einige Jahre länger mit dem Fallenlassen, bis sie schließlich nachziehen mussten – schon um sich nicht zu blamieren. Heute gibt es die Krankheit Homosexualität nicht mehr – ein schönes Beispiel dafür, wie man psychische Krankheiten erfinden und sie wie-

der verschwinden lassen kann. Auch würde heute niemand von meinen KollegInnen mehr wagen zu definieren, was eine gesunde weibliche Identität sei.

Identität ist offenbar nichts Feststehendes, nichts, was man bei Geburt mitbekommen hat und sich im Laufe des Lebens nie mehr wandelt. Daher ist es vielleicht besser, von einem Prozess der Identitätsbildung zu sprechen als von Identität. Ich sehe bei der Identitätsbildung immer einen Fluss vor mir. Das Wasser aus der Quelle hat zunächst die Tendenz, überall hin zu fließen. Aber dann wird es begrenzt von den äußeren Gegebenheiten. Dann mit der Zeit bildet sich ein Flussbett und das Wasser fließt entlang dieser äußeren Begrenzungen. Auch diese sind nicht für alle Zeiten gleichbleibend. Da können Stürme, Erdbeben, menschliche Eingriffe kommen – und das Wasser fließt plötzlich in eine andere Richtung. Manchmal versickert es auch und frau hat den Eindruck, als ob sie im Moment gar keine Identität mehr habe. Dies passiert mir manchmal mit meiner lesbischen Identität. Je nachdem in welcher gesellschaftlichen Umgebung ich mich befinde, fühle ich mich manchmal „lesbischer“ und manchmal ist das Lesbische fast ohne Bedeutung. Dann sind vielleicht ganz andere Facetten meiner Person wichtig, z.B. meine Qualitäten des Singens oder Malens. Identitätsbildung ist also für mich eine ständige Bewegung, die mit der Geburt beginnt und mit dem Tod endet. Sie kann sich jederzeit, ja manchmal sogar täglich oder stündlich ändern, aber nicht in der Art, dass alte Muster ganz verschwinden. Es ist eher so, dass manche einfach im Moment in den Hintergrund treten und andere hervortreten.

Was gehört nun alles zu meiner Identität? Eigentlich alles, über das ich sage: Das bin ich, das gehört zu mir. Meine Identität erlebe ich auch als einen großen Korb, in den ich all die Eigenschaften und Bilder von mir selbst reinlege, von denen ich meine, dass sie zu mir gehören, also mein Körper, meine Fähigkeiten, evtl. meine Weltanschauung, meine Religion, mein Beruf, meine Hobbies und auch meine sexuelle Orientierung. Manche Selbstbilder liegen schon sehr lange in dem Korb, manche habe ich erst jetzt hineingelegt. Und manchmal liegen da auch Sachen drin, von denen ich gar nicht wusste, dass sie zu mir gehören und die ich evtl. gar nicht haben wollte. So erging es mir mit meiner lesbischen Orientierung.

Ich fühle mich nicht als „Urlesbe“, denn bis zu meinem 30. Lebensjahr hatte ich nur Männer als Sexualpartner. Das Wort lesbisch kannte ich bis dahin nicht. Ich fühlte mich mit meinen Partnern mehr oder weniger zufrieden, konnte auch die Sexualität genießen. Aber jetzt im Rückblick fiel mir doch Einiges auf, was nicht so ganz zu einer klassischen heterosexuellen Identitätsbildung passt.

Ich hatte nie Lust, einen meiner Partner zu heiraten. Meine Mutter lehrte mich, dass irgendwann jede Frau einen Drang spüren würde, Kinder zu bekommen. Also wartete ich, ob dieses Bedürfnis auch mal zu mir kommen würde – es war nie der Fall. Auch fiel mir auf, dass ich jahrelang immer wieder einen ähnlichen Traum hatte, in dem mich eine weibliche Person begleitete.

Dann, als ich um 1990 herum anfing, mich intensiver mit dem Prozess der lesbischen Identitätsbildung zu befassen, und 16 lesbische und 16 heterosexuelle Frauen bezüglich ihrer Kindheit befragte, merkte ich, dass ich eigentlich eine Kindheit erlebt habe, die eher dem Muster ähnelte, das ich bei der Mehrzahl der lesbischen Frauen entdeckt hatte. Die Ergebnisse meiner Untersuchungen habe ich in meinem ersten Buch **Die Sehnsucht der Frau nach der Frau** veröffentlicht. Hier eine kurze Zusammenfassung der damaligen Ergebnisse.

Spuren einer späteren lesbischen Identität in der Kindheit.

Ich kam damals zu dem Ergebnis, dass wir von Geburt an weder hetero- noch homo- noch bisexuell sind. Wir kommen mit einem multierotischen Potenzial auf die Welt, das sich grundsätzlich mit Allem und Jedem verbinden kann. Dieses Potenzial ist wohl einfach unsere Fähigkeit, tiefe Verbindungen aufzubauen, oder noch einfacher ausgedrückt, unsere Fähigkeit, zu lieben. Und diese Fähigkeit ist nicht sofort an ein Objekt gebunden. Ein Baby nimmt alles, was von außen kommt, und ihm nicht weh tut, dazu gehört auch der eigene Körper, mit Neugierde und Offenheit an. So kann es sich in den Teddybär, in den eigenen großen Zeh, in einen bestimmten Pullover, in die Katze und/oder in die Mutter verlieben. Die weitere erotische Entwicklung hängt von einer Art Gewebe aus feinen Nuancen der Erfahrung ab, wie Mutter, Vater, Geschwister, Lehrer sich verhalten und was das Kind beeindruckt und in sich aufnimmt und was nicht. Alles scheint möglich zu sein.

Ich hatte als ca. Dreijährige noch die Vorstellung, dass mein Geschlecht für mich wandelbar sei. Denn auf einer Zugfahrt, in der mir gegenüber ein Zigarre rauchender Mann saß, verkündete ich lautstark, dass ich jetzt auch rauchen lernen möchte, denn wenn ich mal ein Mann werde, müsse ich das können. Alles lachte – aber ich wusste lange nicht, warum sie lachten.

Gibt es also bei Geburt keinen Unterschied zwischen späteren Lesben und heterosexuellen Frauen? Ich konnte nur einen Unterschied feststellen – der bis jetzt eher wie eine vage Tendenz ist, denn 32 Frauen sind für eine wissenschaftliche Untersuchung zu wenig, um eindeutige Aussagen machen zu können. Es zeigte sich bei den meisten Lesben, dass

sie von Kindheit an ein stärker ausgeprägtes Selbstbewusstsein hatten, das ihnen im Laufe des Lebens immer wieder Mut gab, aus sich selbst zu schöpfen und bei Entscheidungen mehr auf sich als auf andere zu hören. Einige Beispiele dafür:

Eine Lesbe erzählte mir, dass sie eine zwei Jahre ältere Schwester habe, die heute heterosexuell lebt. Diese fürchtete sich immer, alleine in den Kindergarten zu gehen. Die Jüngere bot ihr an, sie zu begleiten und zu beschützen. Auf meine Frage bezüglich Schulwechsel von der Volksschule in die Mittelschule oder Gymnasium sagten die meisten Lesben, dass sie dies selbst entschieden hätten, oft sogar gegen die Wünsche der Eltern. Die meisten heterosexuellen Frauen sagten, dass dies ein Familienbeschluss war und sie sich fügten. Auch waren auffallend viele Lesben als Kinder in einer Jungenbande oder führten diese sogar an, hatten lieber Lust, auf Bäume zu klettern als mit Puppen zu spielen. Ich selbst war dabei nicht so eindeutig festgelegt. Ich hatte eine Lieblingspuppe, die eine Dalle im Kopf hatte, die ich wohl deshalb sehr mochte. Meine heterosexuelle Schwester hatte mehr gestylte, schöne Puppen und einen Puppenwagen, mit dem sie ihre Puppen manchmal ausfuhr. Mit diesen Puppen konnte ich nicht viel anfangen. Andererseits war ich mit mehreren Jungen befreundet, die mir mehr oder weniger „gehorchten“. Einmal, als ich aus dem Kindergarten mit meinem „Freund“ kam, spielten wir auf dem Weg „Hundles“. Er war der Hund und ich „befahl“ ihm, was er zu tun hatte. Als er davonrannte und mir nicht gleich gehorchte, gab ich ihm eine Ohrfeige. Dies beobachtete meine Oma vom Fenster. Es hat sie offenbar so beeindruckt, dass sie diese Begebenheit allen Leuten erzählte, die ihr zuhörten. Für mich ist dies ein gutes Beispiel dafür, wie Ereignisse auch von Erwachsenen bekräftigt werden müssen, damit sie sich in der eigenen Identität als etwas Wertvolles festsetzen, wie also Individualität und Umgebung in der Identitätsbildung zusammenspielen. In meinem Fall hat meine Oma mein damaliges Selbstbewusstsein Jungen gegenüber bekräftigt, was mir ein Gefühl von innerer Unabhängigkeit dem anderen Geschlecht gegenüber gab. Bei später heterosexuellen Frauen wird eher das Gefühl verstärkt – und oft von der Mutter vorgelebt –, dass sie nur mit einem Mann an ihrer Seite „ein Ganzes“ sein könnten, dass sie als Frau alleine nur eine Hälfte wären. Solche Äußerungen fielen in meiner Familie nie.

Das Zusammenspiel meiner Eltern verlief eher nach dem Muster, das ich bei den meisten lesbischen Frauen erfahren habe. Die Mutter war die Stärkere in der Familie, der Vater war ein Waschlappen, der sich meiner Mutter unterordnete. Dazu kam noch, dass meine Mutter eine engere Beziehung zu meiner älteren Schwester pflegte, was in mir einerseits viel Einsamkeit, andererseits eine Sehnsucht nach der Mutter (oder der Frau??) entstehen ließ, die immer auf Befriedigung wartete. Vielleicht war es diese tiefe, unbefriedigte

Sehnsucht, von der starken Person, die in unserer Familie die Mutter war, wahrgenommen und geliebt zu werden.

Unsere erste Liebesbeziehung entwickeln die meisten Menschen zu einer Frau, meist zur eigenen Mutter. In eher seltenen Fällen ist die erste Bezugsperson ein Mann. Also unser Urmuster des Liebens bildeten wir in einer Frauenbeziehung. Lesben scheinen einfach ihrem Urmuster treu zu bleiben. Fraglich ist, warum dann später heterosexuelle Mädchen von ihrem Urmuster weggehen und Männer lieben. Der Urvater der Psychoanalyse S. Freud hat dieses Problem schon erkannt. Für ihn war es nicht selbstverständlich, dass alle Frauen heterosexuell werden. Jedoch seine Schüler bis hin zu unserer heutigen Zeit haben dieses Problem immer wieder vernebelt und oft sogar verschwinden lassen. Für Freud war der Kastrationskomplex die Ursache, warum das Mädchen sich von der Mutter abwendet und zum Vater übergeht. Das ist eine eher biologische Erklärung.

Heutige Erklärungen sind eher sozialpsychologischer Art. Im klassischen heterosexuellen Familienmuster gibt es einen starken Mann, dem sich die Mutter unterordnet. Die Mutter wird von der Tochter eher als negative Identitätsfigur wahrgenommen. Oft sagen sich die Töchter in solchen Familien, so wie die Mutter möchte ich nie werden. Offenbar will ein Kind besonders vom Stärksten in der Familie geliebt werden, und das ist im klassischen heterosexuellen Muster der Mann. So entwickeln sich viele heterosexuelle Töchter als Vartöchter. Der Vater ist das Vorbild, ihm wollen sie gefallen – und da er meist klassische, gefügige, anschniegsame und gehorchende Weibchen mag, verwandeln sich die Mädchen spätestens in der Pubertät zu den klassischen Heterofrauen, wobei der Vater dann durch Freunde und den späteren Mann ersetzt wird. Dabei bemerken sie meist nicht oder zu spät, dass sie damit der Mutter sehr ähnlich werden, also genau das Muster leben, das sie eigentlich nie leben wollten. Daraus entsteht dann meist auch eine Art Selbsthass, den sie häufig auf alle anderen Frauen übertragen. Dieser Selbsthass bewirkt ein niederes Selbstbewusstsein, in dem sie sich sagen: Ohne starken Mann kann ich nicht leben bzw. bin ich nur eine Hälfte des Ganzen. Und diese Haltung wird immer noch von der gesamten Gesellschaft unterstützt, so dass sie es schwer haben, bzw. kaum schaffen, in sich selbst zu ruhen und dadurch eine gewisse Unabhängigkeit vom anderen Geschlecht zu spüren. Und dies ist natürlich auch nicht die Absicht der Gesellschaft. Damals – 1993 – kam ich zu dem Ergebnis, dass heterosexuelle Mädchen die Harmonie mit der Familie und Umgebung mehr schätzen als die Harmonie mit sich selbst. Sie neigen eher dazu, ihre eigenen Wünsche zugunsten der Wünsche des Vaters oder der Männer aufzugeben. Lesbische Mädchen scheinen nicht so schnell auf die eigenen Wünsche zu verzichten. Sie ziehen die Harmonie mit sich selbst der Harmonie mit der Umgebung vor, auch wenn sie

dabei immer wieder mit der Gesellschaft kämpfen müssen. Ob diese Polarisierung heute auch noch gilt, erscheint mir fraglich. Die Identitäten habe sich verfeinert und vielfältigt, meine ich.

Spätere lesbische Frauen wollten als Kind auch vom stärksten Elternteil geliebt werden – und dies ist häufig eine Frau gewesen.

Bei mir selbst war das so: Ich bemerkte, dass ich von meiner großen Geliebten, meiner Mutter doch wenig Anerkennung bekam, jedenfalls weniger als meine Schwester. Von meinem Vater kam eher eine neutrale Gleichgültigkeit, mit der wir beide, meine Schwester und ich, wenig anfangen konnten. Da er meistens tat, was meine Mutter anordnete, habe ich ihn eher verachtet und als unwichtig eingestuft. Ich wollte von der bedeutendsten Person anerkannt werden – und das war die Mutter. Es bildete sich also eine Art Loch bezüglich Anerkennung in mir, das ich begann, durch Bildung und Engagement in bestimmten Gruppen, also aus mir selbst, aufzufüllen. Ich bemühte mich, gut in der Schule zu sein, besonders in den Fächern, in denen meine Schwester schlecht war, ich ließ mich in 1. Hilfe ausbilden, engagierte mich in einer Theatergruppe, lernte Klavier und Gitarre spielen. Das waren alles Dinge, die meine Schwester nicht tat.

Dann, so mit 14 Jahren herum, bemerkte ich plötzlich, wie ein älterer Junge mich zu bewundern begann. Dies war ein Gefühl, das ich bisher in meinem Leben nicht kannte. Daraus schloss ich, dass die von mir heiß ersehnte Anerkennung offenbar leichter von Männern zu bekommen ist als von Frauen. Dies war der Beginn meiner heterosexuellen Karriere. Ich kann mich noch gut an dieses Aha-Erlebnis erinnern – wobei die Triebfeder meiner Hinwendung zu Männern kein sexueller Drang war, sondern die Sehnsucht nach Anerkennung, also die Sehnsucht, mein Selbstwertgefühl zu erhöhen. Von Männern, besonders natürlich von Männern, die ich für bedeutend hielt, anerkannt zu werden, war nun ein wichtiges Bestreben. Trotzdem ging dieses Streben nie so weit, dass ich meine innersten Wünsche für einen Mann aufgegeben hätte.

Trotzdem schienen in meinem Unbewussten noch andere Wünsche zu existieren, die sich in meinem 30. Lebensjahr langsam bemerkbar machten. Am Wichtigsten erscheint mir heute ein Traum, der meine Verwandlung zur Lesbe einleitete: Ich war mit einer Frau alleine. Alles um mich herum war dunkel, also unwichtig. Wir umarmten uns – und ich spürte so ein inniges Gefühl, wie ich es bei Männern noch nie gespürt habe. Plötzlich befand ich mich im Schlafzimmer meiner Mutter. Ich lag in ihrem Bett. Sie stand davor und beschimpfte mich – ich dürfe so etwas nicht träumen. Das war der ganze Traum. Darin zeigte sich zum ersten Mal klar ein ganz anderes Bedürfnis – von einer Frau geliebt zu



werden. Gleichzeitig zeigte sich auch die internalisierte Abwehr gegen dieses Bedürfnis. So zeigte mir der Traum, mit welchen Gefühlsprozessen ich in den nächsten Jahren konfrontiert sein werde und fasste diese in zwei klaren Bildern zusammen. Diesen in seiner Kürze und Klarheit genialen Traum konnte ich erst jetzt im Nachhinein voll und ganz verstehen. Damals spürte ich nur diesen Drang zu einer Frau hin, der mich selbst sehr erstaunt hat. Jedoch eine Woche später lernte ich eine entsprechende Frau kennen, durch die meine heterosexuelle Identität völlig erschüttert wurde. Psychoanalytisch könnte ich den Prozess so erklären, dass um mein 30. Lebensjahr herum sich der tiefe, noch unbefriedigte Wunsch, von einer bedeutenden Frau geliebt zu werden, endlich realisieren wollte und das vorhandene Abwehrsystem durchbrechen konnte, vielleicht weil ich während der Studentenzeit von außen gerade keine großen Abwehren gegenüber Homosexualität spüren konnte. Da diese Freundin, die ich dann kennen lernte, mich zwar sehr mochte, sexuell jedoch Männer bevorzugte, wiederholte sich zunächst wieder mein Kindheitsmuster, dass ich nie ganz an meine Mutter herankam, was mit unsäglichem Leiden einherging. Es dauerte noch einige Jahre, bis ich dann doch eine befriedigende sexuelle Beziehung zu einer Frau leben konnte.

Lesbische Identität, Coming out und Homophobie in den 70er Jahren

Dann entwickelte ich auch ziemlich schnell die zur damaligen lesbischen Identitätsbildung wohl dazugehörigen Abwehrmuster.

Zunächst dachte ich, meine lesbischen Sehnsüchte seien nur ein Übergang – eine pubertäre Wiederholung. Damals habe ich vielleicht diese lesbische Entwicklung versäumt und meine Seele will sie nun nachholen. So wurde dies mir auch in den psychoanalytischen Theorien erzählt. So versuchte ich mich immer mal wieder in einer Beziehung zu einem Mann. Aber mein ganzes Begehren hatte sich umgewandelt. Ich konnte auch beim schönsten Mann kein Begehren mehr spüren. Und dies verflog auch nicht in den kommenden Jahren. Als ich dann zum ersten Mal eine Frau geküsst hatte, bemerkte ich eine Energie durch meinen Körper fließen, die sich wie strömende Lava anfühlte – sie floss durch den ganzen Körper vom Kopf bis zu den Füßen. Dies war für mich ein ganz neues Gefühl. Im erotischen Kontakt mit Männern hatte ich meist „nur“ eine sexuelle Energie in den Genitalien gespürt – niemals im ganzen Körper. Und diese „Ganzkörper-Erregung“ war natürlich so attraktiv, dass ich sie wiederholen wollte. Dadurch rückten Männer immer mehr in den Hintergrund.

Ich akzeptierte, dass ich nun wohl lesbisch bin. Dadurch entstanden viele neue Ängste, die ich bisher nicht kannte. Ich war überzeugt, dass ich diese neue Seite von mir nicht

offen leben konnte. So verbarg ich so gut ich konnte, öffentliche Zärtlichkeiten mit meiner Freundin – andererseits hatte ich den Eindruck, wenn wir zusammen im Cafe saßen, dass uns jeder ansehen konnte, dass wir verliebt ineinander waren. Und ich schaute mich schuldbewusst um, ob uns jemand beobachtete. Es entwickelte sich in mir also eine Homophobie, die damals jedenfalls noch voll von der Gesellschaft unterstützt wurde. Als ich einmal in Genf mit meiner Geliebten Hand in Hand spazieren ging, rief uns eine Gruppe von Jungen: Cochon nach, das heißt Schweine. Es dauerte für mich einige Wochen, bis ich dieses Erlebnis verkraften konnte. In diesem ganzen Gefühlsdilemma holte ich mir psychoanalytische Unterstützung, denn ich war mitten im Schreiben meiner Doktorarbeit, jedoch hatte ich solche Arbeitsstörungen, dass ich nichts mehr lesen und auch nichts mehr schreiben konnte.

In der Psychoanalyse ging es natürlich um meine neue Identität und meine Ängste davor. Dies zeigte sich in aller Dramatik in manchen meiner Träume. Denn sie handelten davon, dass ich offenbar in einem Ghetto lebte, wie es die Juden im Dritten Reich tun mussten, und ich mich nicht traute, rauszugehen. Andere Träume handelten davon, dass ich von einer anonymen Masse zum Tode verurteilt wurde – und ich nicht genau wusste, was ich eigentlich verbrochen hatte. Diese Träume wiederholten sich oft. Heute kann ich sehen, dass sie den Prozess des beruflichen Coming Out eingeleitet hatten. Ich hatte zwar für mich akzeptiert, dass ich nun lesbisch bin, konnte dies auch schon in meinem Freundinnenkreis äußern, bzw. begann mir neue Freundinnenkreise aus der lesbischen Szene zu suchen, aber beruflich habe ich immer noch alles verheimlicht.

Meiner Persönlichkeitsentfaltung tat dies nicht gut, so musste ich, um meiner eigenen psychischen Gesundheit willen versuchen, die noch vorhandene Spaltung zwischen Beruf und Privatleben zu überwinden. Dies war für mich als Analytikerin um 1990 herum ein harter Brocken, der, wie in den Träumen manifestiert, mit Todesängsten einherging. Eine lesbische Analytikerin war zur damaligen Zeit noch undenkbar.

Sehr geholfen hat mir ein Telefonanruf von einer Frauengruppe an der Uni Tübingen. Sie fragten mich einfach, ob ich bei ihnen ein Referat zur lesbischen Identität halten wolle. Ich hatte zwar noch keine Ahnung, was ich da erzählen könnte, aber ich sagte zu. Damit zwang ich mich selbst, nun über lesbische Identitätsbildung zu forschen. Und dies verhalf mir, nun gestärkt durch viele wissenschaftlichen Ergebnisse und Erkenntnisse, mehr zu meiner lesbischen Identität, auch in meinem Beruf, zu stehen. Als dann mein erstes Buch über lesbische Identitätsbildung herauskam, indem nun ja jeder und jede, auch meine analytischen KollegInnen mein lesbisches Erleben nachlesen konnte, hatte ich noch einmal massive Vernichtungsängste. Ich dachte, dass ich jetzt wohl meine Praxis schließen

könne und mein Ruf als Analytikerin vernichtet wäre. Zu meinem Erstaunen ist nichts dergleichen passiert. Offenbar hatte sich die Gesellschaft schon etwas gewandelt – oder war meine internalisierte Homophobie doch größer als die reelle gesellschaftliche Homophobie?

Dieses Problem der Homophobie beschäftigte mich dann in den nächsten Jahren. Es gab natürlich eine massive gesellschaftliche Homophobie, die ich in meinem Beruf sehr zu spüren bekam. Denn ich durfte zwar Psychoanalytikerin werden, aber eine weitere Karriere als Lehrtherapeutin z.B. wurde mir an meinem Institut verwehrt. Der wahre Grund dafür wurde mir natürlich nicht gesagt. Man ließ mich eher mit fadenscheinigen Ausreden immer wieder abblitzen, wenn ich z.B. vorschlug, dieses oder jenes Seminar durchführen zu wollen, was mich zur Dozentin gemacht hätte. Und Dozentin muss man sein, wenn man dann später Lehranalytikerin werden wollte, was ich eigentlich sein wollte. Dagegen kamen die KollegInnen, die mit mir studiert hatten, ziemlich leicht in den Dozenten- und dann später in den Lehranalytikerstatus.

Andererseits, meine ich, mussten Lesben sehr aufpassen, dass sie nicht paranoid wurden. Was ich ja auch erlebt hatte, war, wenn ich mit meinem Lesbischsein ganz offen umging, passierte wenig wirklich Schädigendes. Das ist oft eine Gradwanderung, die viel Feingefühl und ein starkes Selbstbewusstsein fordert. Mein Selbstbewusstsein hatte sich durch diesen beruflichen Spagat so gestärkt, dass ich es nun wagte, beim Dachverband aller Analytiker, der einmal im Jahr einen Kongress veranstaltete, meine Thesen zur lesbischen Identitätsbildung in einem Vortrag öffentlich zur Diskussion zu stellen. Der Vortrag wurde erwartungsgemäß sehr kontrovers aufgenommen. Man warf mir vor, dass ich Homosexualität idealisiere. Heute verstehe ich diese Reaktion. Ich hatte nicht Homosexualität idealisiert, ich hatte sie jedoch aus der neurotischen, also aus der ins Krankhafte abgewerteten Ecke herausgeholt und als ganz normale sexuelle Entwicklung, als eine von mehreren möglichen sexuellen Entwicklungen dargestellt. Diese Normalisierung konnten meine KollegInnen, die ja an die Vorstellung, Homosexualität ist eine schwere Charakterstörung, gewöhnt waren, offenbar damals nur als Idealisierung auffassen. Auch die entsprechenden Rezensionen meines Buches, die KollegInnen schrieben, waren durchweg negativ. Trotzdem entwickelte sich ein neuer Prozess. Durch KollegInnen erfuhr ich, dass der Leiter des Dachverbandes nach meinem Vortrag offenbar sagte, es gibt also homosexuelle Analytiker. Also wir begannen, wahrgenommen und damit auch ein Stück weit ernst genommen zu werden. Und innerhalb der nächsten zwei Jahre drehte sich das psychoanalytische Verständnis bezüglich Homosexualität völlig um. Niemand wagte mehr, meine Seminare abzulehnen. Auch wagte niemand mehr, Homosexualität als Krankheit darzustellen.

Als ich bei einem anderen psychoanalytischen Kongress einen sehr bekannten Analytiker, der auch ein analytisches Krankheits-Lehrbuch geschrieben hatte, damit konfrontierte, dass er in seinem Lehrbuch Homosexualität noch als Perversität und damit als Krankheit dargestellt hatte, und ihn fragte, was er jetzt dagegen tun würde, sagte er öffentlich: Ich schäme mich. Heute tut man eher so, als ob man nie Homosexualität als Krankheit dargestellt hätte.

Lesbische Identität heute und morgen?

In dem Buch zum letzten Kongress „Lesbischer Herbst 2006“ amüsierte mich der Untertitel: Je älter wir werden, desto lesbischer werden wir. Denn ich kann dem nur zustimmen, dahingehend, dass in den letzten Jahren auch bei mir viele frühere Abwehren weggefallen sind. Ich lebe selbstverständlicher lesbisch. Wenn ich in der Öffentlichkeit bin, denke ich nicht mehr darüber nach, wie ich mich verhalten muss, um nicht aufzufallen. Innen sowie außen wird immer identischer, und so wird das lesbische Leben immer leichter. Auch der Gesellschaft scheint es weniger wichtig zu sein, ob ich händchenhaltend durch die Straßen gehe. Jedenfalls spüre ich in den letzten Jahren keine klaren negativen Reaktionen mehr. Ich habe den Eindruck, dass ich meine lesbische Identität weniger verteidigen oder rechtfertigen muss. Dies ist für mich ein angenehmes Zwischenergebnis im gesellschaftlichen Fortschritt zur immer größeren erotischen Freiheit hin. Aber es ist für mich doch nur ein Zwischenergebnis.

Und es ist sehr zerbrechlich. Während des Schreibens dieses Referats diskutierte ich mit einigen jüngeren (35 J.) lesbischen Frauen. Eine sagte, dass sie ganz offen mit ihrer lesbischen Identität umgehe und noch nie etwas Diskriminierendes erlebt hat. Sie meint, es liege an ihrer Familie, die immer sehr tolerant mit Homosexualität umging. Eine andere sagte, sie sehe als Feministin, dass sich in der Gesellschaft doch noch wenig geändert habe, dass manche Lesben die von uns erkämpften Frauenräume schnell bereit seien aufzugeben. Diese hätten wenig Probleme mit Männern. Aber sobald wir auf unseren Frauenräumen beharren, würden wir die gleiche Ablehnung spüren wie früher. Auch gäbe es in Stuttgart ein Lokal, in dem neulich zwei Frauen, die zusammen tanzten, vom Wirt rausgeworfen wurden. Als wir uns noch weiter darüber unterhielten, was wir dagegen tun könnten, kam ein Mann dazu. Sofort bemerkte ich, dass wir beide das Wort Lesbe vermieden und nur über ein zusammen tanzendes Frauenpaar weiter erzählte. Warum tat ich das? Steckt also doch noch ein gewaltiges Stück internalisierte Homophobie in uns? Auch in der Gesellschaft gibt es sie noch. Die Mechanismen sind allerdings subtiler geworden. Wir müssen noch genauer hinschauen, was ist eine internalisierte Homophobie

und was ist Homophobie die von der Gesellschaft kommt, gegen die wir uns dann entsprechend wehren müssen. So leben wir immer noch auf einer Gratwanderung zwischen berechtigter Abwehr gegen Homophobie und möglichen paranoiden Überreaktionen.

Als Wasserfrau lebe ich auch ein Stück weit in Visionen, wie eine gesellschaftliche Zukunft aussehen könnte. So wäre für mich eine Gesellschaft ideal, in der wir vielleicht einmal auf alle sexuellen Identitätsbilder verzichten könnten. Immerhin haben wir es soweit gebracht, dass es nicht mehr nur eine gesunde sexuelle weibliche Identität gibt, sondern verschiedene gesunde Identitäten. Auch scheint es keine einheitliche lesbische Identität mehr zu geben, sondern auch hier viele Identitäten.

Aber Identitäten sind immer noch so etwas wie festgefahrene Kästchen, in die frau sich einordnen sollte – um was eigentlich – um sich sicher zu fühlen? Ist eine Gesellschaft denkbar, in der wir auf alle diese Kästchen verzichten können? Früher waren Frauen mit roten Haaren diskriminiert. Heute regt sich darüber niemand mehr auf. Vielleicht wird es auch irgendwann einmal uninteressant, wen wir lieben. Auf der letzten Tagung des Vereins Saphia wurde mir von einer Frau erzählt, die gefragt wurde, was bist du nun eigentlich, lesbisch, hetero, bi? Und sie sagte: „Ich identifiziere mich z.Zt. nicht“.

Mir geht es auch zeitenweise so, dass ich nicht mehr genau weiß, wie wichtig mir (oder auch den anderen) das Lesbischsein noch ist. Wenn ich in meinen Chor gehe und von meinen Freundinnen erzähle, wird das völlig selbstverständlich genommen. Ich habe fast manchmal das Gefühl, dass es an Wichtigtuerei grenzt, wenn ich noch dazu betone, dass ich lesbisch lebe, weil dies anscheinend gerade niemanden interessiert. In meinem Tanzkurs tanzt meine Tanzlehrerin ganz selbstverständlich und sehr innig mit ihrer Freundin – ohne groß zu verkünden, dass sie eine Lesbe ist. Im nächsten Tanz tanzt sie jedoch auch wie selbstverständlich mit dem Tanzlehrer, allerdings etwas weniger innig. Sie ist 30 Jahre jünger als ich. Ich frage mich, wächst da schon eine neue Generation von Lesben heran, die mit ihrem Lesbischsein irgendwie lockerer umgehen können, ohne sich zu verleugnen? Allerdings gehört sie zu den Lesben, die Männer nicht grundsätzlich ausschließen. Mittlerweile bin ich auch Lehranalytikerin geworden an einem neuen tiefenpsychologischen Institut, die mit Homosexualität keinerlei Probleme hat. Auch dort interessiert sich niemand dafür, ob ich mit einem Mann oder einer Frau lebe. Aber natürlich ist dieses Institut kein rein weibliches Institut.

Allerdings ist diese Zukunft, in der wir ganz auf sexuelle Identitätsbilder verzichten können, noch nicht angebrochen. Und in den letzten Jahren zeigt sich auch, wie brüchig schon fest errungen geglaubte menschliche Freiheiten sind, wie schnell irgendwelche



radikalen Gruppen sie wieder über den Haufen werfen können. So sollten wir uns bezüglich der neuen Freiheiten, die man uns zugesteht, wachsam sein und unsere Wünsche nicht allzu schnell zugunsten einer scheinbaren neuen Toleranz aufgeben. Die Mechanismen sind subtiler und flexibler geworden. Und unsere Wahrnehmung bezüglich Diskriminierung muss auch subtiler und flexibler werden. Dies können wir besser auf dem Boden einer starken feministisch-lesbischen Identität, die wir leben und verteidigen können, wenn die Zeiten danach sind.